

75. Jahrgang – Heft 6

November/Dezember 2023

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen



Revision des
Christentums?

Theologisches
Sprechen ist
Symbolsprache

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

Revision des Christentums?

Theologisches
Sprechen ist
Symbolsprache

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

REVISION DES CHRISTENTUMS?

Inhalt

Wort des Schriftleiters	141
Christentum heute. Thesen zur Lage: Eine Revision des Christentums ist dringend notwendig	142
Peter Heigl: $\Theta = \Sigma$ Theion Symbolon. Theologisches Sprechen ist Symbolsprache. Pragmatischer Theismus als Antwort auf die Alternative „Gebet oder Meditation?“	148
Im Gedenken an Helmut Fischer. Der liberale Pfarrer, Theologie-Professor, Ikonenmaler und Buchautor war auch langjähriges Mitglied des Bundes für Freies Christentum	156
Bericht von der Jahrestagung des Bundes	160
Leser-Echo	167
Termine	168
Neues Forum-Heft	III

Bezugspreis und Mitgliedschaft

Das Jahresabonnement dieser Zeitschrift beträgt 22 € (Einzelhefte 3,70 €). Die Mitgliedschaft im Bund für Freies Christentum beträgt 45 € p.a. und beinhaltet die Zeitschrift und den Jahresband.

Präsident des Bundes

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms
E-Mail: dwzager@t-online.de

Geschäftsführung und Geschäftsstelle

Karin Klingbeil
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672 (vormittags)
Fax 0711 / 7655619
E-Mail: info@bund-freies-christentum.de
Website: www.bund-freies-christentum.de

Schriftleitung und Layout

Kurt Bangert
Mondorfstraße 39
61231 Bad Nauheim
Telefon 06032 / 92 52 050
E-Mail: kontakt@kurtbangert.de

Autoren

Dr. Peter Heigl
Wimberg 23
87616 Wald im Allgäu
dr-heigl@t-online.de
www.dr-heigl.de

Druck:

P&K Print Solutions GmbH & Co. KG
Julius-Hölder-Str. 30
70597 Stuttgart

Wort des Schriftleiters

REVISION DES CHRISTENTUMS?

In den letzten Monaten haben sich – auf Initiative von Prof. Dr. Joachim Kunstmann, Professor für Religionspädagogik an der Pädagogischen Hochschule Weingarten – einige liberal denkende Personen und Gruppen kurzgeschlossen, um darüber nachzudenken, wie man der gegenwärtigen Krise der Kirche(n) begegnen könne. Beteiligt sind u.a. Mitglieder des *Dietrich-Bonhoeffer-Vereins*, der *Gesellschaft für eine Glaubensreform* und auch des *Bundes für Freies Christentum*. Obwohl dieser Austausch noch ganz am Anfang steht, haben Kunstmann und weitere Autoren inzwischen ein vorläufiges Diskussionspapier mit dem Titel „Christentum heute – eine Revision des Christentums ist dringend notwendig“ vorgelegt, in dem sie die Lage der Kirche unverblümt beschreiben und Vorschläge für eine Richtungsänderung formulieren. Wir drucken dieses Papier in diesem Heft ab, um es auch den Lesern des *Freien Christentums* zur Kenntnis zu bringen und zur Diskussion zu stellen.

Dazu passt auch der lesenswerte Artikel von Dr. Peter Heigl, der jegliche theologische Rede als Symbolsprache verstanden wissen will und in diesem Zusammenhang auch ein

Plädoyer für das in vieler Hinsicht antiquierte *Gebet* formuliert, mit dem er auf einen Aufsatz von Dr. Wolfgang Pfüller im letzten Jahresband des *Bundes* reagiert, in dem dieser sich für die Meditation anstelle des Gebets ausgesprochen hatte.

Aus Anlass des Todes von Prof. Dr. Helmut Fischer, der dem *Bund für Freies Christentum* viele Jahre treu verbunden war, erinnere ich im dritten Beitrag an diesen außergewöhnlichen liberalen Theologen, Ikonenmaler und Buchautoren, der viele angehende Pfarrer im Predigtamt unterwiesen hat. Er war mir zu einem besonderen Freund geworden. Seine leicht verständlichen und jedenfalls sehr lesenswerten Bücher haben das freie Christentum sehr bereichert.

Bereichert empfanden sich auch viele Teilnehmer der jüngsten Jahrestagung des *Bundes* in der Evangelischen Akademie Hofgeismar, bei der man sich ausführlich mit dem Religionsphilosophen Karl Jaspers befasste, wobei insbesondere das Verhältnis von Glauben und Denken beleuchtet wurde. Vieles von dem, was Jaspers durchdachte, lässt sich gut mit einem liberalen Christentum in Einklang bringen. Mehr davon im Bericht zur Tagung. □ *Kurt Bangert*

Christentum heute

Thesen zur Lage: Eine Revision des Christentums ist dringend notwendig // Markus Beile, Joachim Kunstmann, Gundula Rosenow und Uwe Schauß

Als Verfasser des folgenden Positionspapiers sind wir überzeugt vom tiefen Lebenswissen der christlichen Religion. Wir gehen davon aus, dass dieses Wissen für die Menschen der Moderne dringend gebraucht wird. Die Kirche ist als Anwalt und Raum dieses Schatzes nicht ersetzbar und von kaum zu überschätzender Bedeutung. Hier wird eine oft hoch engagierte Arbeit geleistet. Mit größter Sorge betrachten wir deshalb den anhaltenden Bedeutungsverfall der Kirche. Wir wollen, dass das verbreitete Leiden an diesem Bedeutungsverfall endlich offen zum Thema gemacht wird. Und wir wollen, dass unseren modernen Zeitgenossen die Plausibilität des Christentums offengelegt wird. Für eine offene Diskussion dient das folgende Positionspapier, das bewusst pointiert formuliert ist – nicht, weil wir eine weitere theologische Position einbringen wollen, sondern weil wir zur dringend überfälligen Diskussion um das Wesen des Christentums und um Rolle und Aufgabe der Kirche in der Moderne anstoßen wollen.

1. Der Kern des Christentums

Kern des Christentums ist eine *Sicht auf das Leben*, der eine bestimmte *Lebenshaltung* entspricht: Das Leben ist ein Geschenk, es ist kostbar und heilig. Diese Sichtweise spiegelt sich in Ausdrücken wie Liebe, Zusage, Gnade, Schöpfung usw. Sie basiert auf der Erfahrung: Ich bin ohne Bedingungen gewollt, darf leben und mich entfalten, entsteht also weit eher durch tiefe Erfahrung und Prä-

gung als durch Verkündigung und Glaubens-Lehre. Religiöse Erfahrung macht genau dies bewusst: Religion ist *waches, inspiriertes Bewusstsein*, das zu einem veränderten Selbst- und Weltverhältnis im Sinne von größerer Dankbarkeit, Gelassenheit, Achtung, Öffnung ... führt, aus dem aber auch kritische Einsprüche gegen alle Verletzungen und Einschränkungen des Lebens hervorgehen.

Im Christentum wird diese Erfahrung *Reich Gottes* genannt, an

zentraler Stelle in der Botschaft und in den Handlungen Jesu. Diese Rede ist *eine Symbolisierung der unverfügbaren, aber spürbaren Präsenz Gottes* in allen Situationen des Lebens. Das Vertrauen in diesen präsenten Gott ist die Grundlage für ein gelingendes, sich entfaltendes, sinnvolles Leben.

Dieser christliche Kerngedanke ist in der christlichen Dogmatik und Frömmigkeit deutlich unterrepräsentiert. Dogmatische Fixierungen wie vor allem die Sühnetod-Metaphysik, eine erstarrte Frömmigkeitspraxis, die Idee eines zukünftigen Weltgerichts, Moralisierung, juristische Engführungen und ein bibelzentriertes Offenbarungsverständnis rücken Gott fern. Jesu Botschaft zielt aber nicht auf eine jenseitige oder zukünftige Welt, auf Ethik und Trost, sondern sie ermöglicht eine gerechte und heile Welt durch eine veränderte Haltung („Kehrt um!“).

Die Symbolisierungen des Reiches Gottes führen in der religiösen Tradition ebenso wie in subjektiven Erfahrungsevidenzen zu Motivation, Kraft, Zuversicht und Gelassenheit und öffnen neue Möglichkeitsräume, für ein heiles persönliches Leben ebenso wie für eine heile Welt.

2. Lagebeschreibung: Das Christentum erlebt die größte Krise seiner Geschichte

Wir erleben seit einigen Jahrzehnten den *größten Bedeutungsverlust* des Christentums in seiner gesamten

Geschichte. Dieser geht weit über nachlassenden Kirchenbesuch hinaus, der lediglich als ein besonders gut sichtbares Symptom gelten kann.

Im Privatbereich gilt das Christentum inzwischen als überholter Mythos, als skurrile, nicht nachvollziehbare Behauptungskultur. „Glaube“ wird weitgehend als Gegenteil von Wissen verstanden und mit illusionärem Trost und Persönlichkeitschwäche assoziiert. Agnostizismus und Atheismus sind die Normalform der Lebensorientierung geworden. Religion ist für die allermeisten Menschen kein integraler Bestandteil des alltäglichen Lebens mehr.

Religiosität und Spiritualität wecken durchaus Interesse, werden aber nur sehr individuell, meist als religiöses Patchwork, mit wenig Außenwirkung und mit wenig Verbindlichkeit praktiziert. Religiöse Suchbewegungen nehmen kaum noch Bezug auf das Christentum. Das Christentum ist äußerlich noch gut sichtbar (Kirchengebäude, Papst, Kirchentage usw.), ist im Privatleben ebenso wie in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit aber zu einer praktisch *verzichtbaren Nebensache* geworden.

Allgemein gibt es sehr viel Unwissen, Vorurteile, Blockaden und Aversionen gegenüber dem Thema Religion. Christen erscheinen als abergläubisch, ängstlich und an einer überholten und überalterten Frömmigkeit und Dogmatik orientiert. Es gibt klare Hinweise darauf, dass selbst Traditionschristen nicht mehr

an die Aussagen des Glaubensbekenntnisses glauben, obwohl dieses in der Kirche unausgesprochen als der christliche Identifikationskern gilt. Was die christliche Religion aber eigentlich ausmacht, ist weitgehend unklar.

Die Kirchengemeinden haben eine soziale Betreuungsstruktur mit zunehmend differenzierten Angeboten ausgebildet. Sie arbeiten als weitgehend areligiöse Serviceunternehmen, erreichen damit aber nur wenige Betroffene. Einzige Ausnahme ist die Kirchenmusik. So entsteht der Eindruck einer zunehmend sektiererischen Kirche, die immer weniger mit der gegenwärtigen Lebensorientierung kompatibel ist. Priester und Pfarrer sind überarbeitet und zeigen angesichts der Situation eine deutlich zunehmende Unzufriedenheit und auch Unsicherheit. Ihre öffentliche Vertrauenswürdigkeit und gesellschaftliche Wertschätzung hat erheblich nachgelassen. Gerade in religiösen Fragen werden sie nur noch von einer winzigen Minderheit ernst genommen und um Rat gefragt.

Der Protestantismus wird als gutmenschlich-harmoniebedachte Ethik erlebt und ist in seinem Kernanliegen kaum erkennbar. In Medien und Kunst erscheint Religion, wenn überhaupt, als Klischee oder als unverständliche Skurrilität. Ironisierungen und Persiflagen sind hier zu Normalformen geworden. *Modernitätsoffene Christlichkeit meldet sich kaum noch hörbar zu Wort.*

Der beschriebene Bedeutungsverlust wird mitbedingt durch das deutlich sichtbare Aufblühen eines fundamentalistischen, unaufgeklärten evangelikalen Flügels. Genau dieser wird zum Angriffspunkt für eine zunehmende Ablehnung des Christentums, ebenso wie für den radikalen Atheismus. Denn er führt offensichtlich dazu, dass das Christentum pauschal zunehmend *mit unaufgeklärter und regressiver Frömmigkeit identifiziert* wird. Unaufgeklärt sind in dieser Sicht alle Erscheinungen von Religion: Katholizismus, evangelikaler Fundamentalismus, Esoterik.

Die beschriebenen Krisensymptome sind höchst alarmierend. Sie zeigen alle Anzeichen eines generellen Niedergangs und müssen als Tiefpunkt in der christlichen Geschichte gelten. Im Inneren der Kirchen *bleibt diese radikale Krise aber praktisch ohne Reaktion*. Die Kirchenleitungen arbeiten an strukturellen (Spar-) Reformen und sind zunehmend mit der Verwaltung des Mangels beschäftigt. Es gibt aber keinerlei Anzeichen einer Debatte über Situation, Hintergründe und Konsequenzen.

3. Hintergründe

Für den Bedeutungsverlust gibt es äußere Gründe, die hier nicht weiter diskutiert werden können. So vor allem die radikale Pluralisierung aller Lebensbereiche und ein entsprechendes Relativierungsdenken. Ferner die Multireligiosität,

das dominante naturwissenschaftliche Denken, ökonomisch bedingtes Funktionsdenken, Medienvernetzung, Technisierung usw.

Aus dem Blickwinkel des Christentums selbst erscheint die Krise als Folge einer nicht gelungenen Transformation dessen, was das Christentum ausmacht, in die Moderne. Das zeigt sich vor allem an zwei Aspekten:

3.1 **Traditionalismus**

Der unbestrittene Ausgangs- und Identifikationspunkt in Kirche, Frömmigkeit, Predigt, Theologie ist immer die eigene Traditionsvergangenheit. Diese interne Systemlogik bedingt ein deduktives Denken. Sie konnte über Jahrhunderte die christliche Identität verbürgen; im Pluralismus versagt sie jedoch. Fragen, Erfahrungen, Denken, Lebensorientierung, Religiosität und emotionale Bedürfnisse der einzelnen Individuen werden so kaum wahrgenommen. Das derzeitige Christentum geht an Individualisierung und Autonomie, den soziologischen Großtrends der Moderne, mehr oder weniger vorbei. Darum ist die christliche Kultur für moderne Menschen immer schwerer zugänglich und oft kaum noch nachvollziehbar.

Die Sehnsucht nach prägenden religiösen Erfahrungen, die für religiöse Biographien von entscheidender Bedeutung sind, ist weitgehend ersetzt durch religiöse Sekundärformen (Bekenntnis, Textlesungen, Ritual usw.). Die Kirche ist offensicht-

lich nicht für den Menschen und seine Religion da. Der Mensch soll sich ins kirchliche System einfügen.

Die großen existenziell bewegenden Erfahrungen und Fragen bleiben ohne Bearbeitung. Die Liebe, der die größte Sehnsucht der Menschen gilt, erscheint als ethische Forderung. Tod und Schmerz sind weitgehend ausgelagert auf die Passion Christi, während vor allem die seelischen Nöte der Menschen (Erschöpfung, Isolation, Sinnlosigkeit usw.) kaum Resonanz finden. Der Mensch gilt als schuldiger Sünder, der der Erlösung bedarf. Atmosphärisch wirkt Kirche daher oft eher anstrengend und altmodisch als wohltuend.

3.2 **Wörtliches Verstehen**

Unfähigkeit zum symbolischen, metaphorischen und mythologischen Denken beherrscht das nach außen sichtbare Christentum ebenso wie der Mangel an religionshermeneutischem und traditionskritischem Bewusstsein. Missverständnisse und Blockaden sind daher vorprogrammiert. Nicht eine lebendige Religiosität, sondern *ein evangelikaler Fürwahrhalten-Glaube erscheint als typisch christlich.* Aus der Sicht des zeitgenössischen Denkens ist das Aberglaube.

Diese Transformationsverweigerung in eine religiöse Moderne zeigt sich vor allem daran, dass die historisch-kritische Exegese keinen Eingang in das fromme Bewusstsein und die Prozesse individueller Lebensdeutung

gefunden hat; ferner am Ausfall des symbolischen wie des psychologischen Verstehens. Die Theologie arbeitet fast ausschließlich historisch und verweigert sich der Aufgabe einer kritischen Frömmigkeitsklärung, also einer Unterscheidung zwischen sinnvoller und pathologischer Religiosität.

4. Folgerungen

Was Jesus vom Sabbat sagt, gilt für das Christentum als Ganzes: „*Christentum / Kirche sind für den Menschen da.*“ Das derzeitige Christentum braucht dringend und vor allem anderen eine klare und spürbare *Zuwendung zum Menschen und seiner Lebenswelt*, konkret: eine *orientierende Symbolisierung seiner existenziellen Erfahrungen und Fragen*. Christliches Verstehen ist als symbolische (und rituelle) *Lebensdeutung* und *-begleitung* zu entwerfen. Autonomie und Individualisierung müssen i.S. einer klaren Subjektorientierung vollständig ernst genommen werden, sie müssen die Mitte der theologischen und kirchlichen Arbeit bilden, die heutigen Lebensfragen und psychologisches Verstehen müssen von zentralem Gewicht sein. Das wäre eine Orientierung an Religion, die die Menschen betrifft.

4.1 *Kirche und Gemeinde*

Dringend notwendig ist eine beherzte *offene Diskussion*. Die theologischen Richtungen müssen miteinander

reden. Vorbild könnte die Kultur der romantischen Salons sein, in der nicht Herkunft, Geschlecht oder religiöse Anschauung zählten, sondern der geistige Gehalt der Beiträge.

4.1.1 Die *Veränderung des Kultus* ist überfällig. Es geht nicht ohne *Beteiligung* der Menschen – nach dem urchristlichen Motto: „Sie teilten alles und waren beieinander im Gebet.“ Der Kultus ist nicht für eine Verkündigung da, sondern primär für die *Kommunikation von existenziellen Themen und religiösen Erfahrungen*. Diese muss liturgisch gebunden sein, und sie muss in Kontakt mit der christlichen Deutung gebracht, also eingebettet werden in die christliche Tradition, die als existenzieller Symbolisierungszusammenhang kenntlich gemacht werden muss. Notwendig ist eine Konzentration auf offene religiöse Kommunikation, eine entsprechende und angemessene religiöse Moderation, eine Umgestaltung der Kirchenräume. Sitzänderungen, Zeitänderungen, raumatmosphärische Änderungen, offene zeitliche Teilnahmemöglichkeiten usw. müssen folgen.

4.1.2 Dazu müssen ergänzend Kontakte und *Kooperationen* mit Menschen, Gruppen und öffentlichen Personen vor Ort und im Internet treten. Die Kirche steht hier aufgrund ihrer Ressourcen und ihres theologischen Verständnisses vor der Aufgabe, durch die Zusammenarbeit mit anderen Institutionen und sozia-

len Systemen niederschwellige Kommunikationsräume innerhalb der Gesellschaft zu ermöglichen, die dem gegenseitigen Austausch existenzieller Fragen, religiöser Erfahrungen und individueller Lebensdeutungen dienen.

4.1.3 Die Geistlichen müssen von Verwaltungsaufgaben und von der Präsenz im Gemeindezentrum massiv entlastet werden, um sich der eigentlichen Aufgabe ihres Berufs – der symbolischen Lebensdeutung und der Anleitung zu ihr – zuwenden zu können. Sie müssen *Laien*, Fachleute, Ortsgruppen usw. verantwortlich an der symbolischen Lebensdeutung beteiligen.

4.1.4 *Spirituelle Angebote* sind unbedingt zu fördern und zur individuellen Nutzung bereitzustellen.

4.2 *Theologie und Ausbildung*

Notwendig ist ein aufgeklärtes, modernitätsfähiges theologisches Denken, das aus seiner historischen Zentrierung und seinen Spezialdiskursen herausfindet und der *individuellen Religiositätsklärung*, der mündigen Gemeinschaftsbildung und der Kirchenleitung dient.

Die mit den großen Modernisierungstheologen gestellten Anfragen und Veränderungsimpulse sind dazu dringend in Kontakt mit der gelebten Frömmigkeit ebenso wie mit den Kirchenleitungen zu bringen: die zentrale Bedeutung der subjektiven Erfahrung im Sinne der Liberalen

Theologie, das Wissen der historisch-kritischen Exegese, das mythologische Verstehen und existenzielle Denken, das symbolische Denken und die religiöse Rede.

Theologie muss klare *Unterscheidungskriterien für sinnvolle und pathologische Religion* bereitstellen. Sie braucht ein soziologisches und psychologisches Grundwissen. Fächerübergreifendes Denken (Tiefenpsychologie, Naturwissenschaft usw.) muss die theologischen Spezialisierungen sprengen und in der Ausbildung zu einem persönlich gedeckten theologischen Urteilsvermögen anleiten.

4.3 *Religionspädagogik*

Ausgangspunkt der Religionspädagogik sind nicht traditionelle Inhalte, sondern *die existenziellen Fragen und Erfahrungen der Lernenden*, die kommuniziert und dann in Verbindung mit den Symbolisierungen der christlichen Tradition gebracht werden müssen. Ziel muss auch hier die Entwicklung einer selbst verantworteten, nicht unbedingt kirchenkonformen religiösen Identität sein.

5. Fazit

Die beschriebene Lage des Christentums zeigt überdeutliche Krisensymptome. Ursache ist eine gescheiterte Transformation seines Wesenskerns in die Moderne. Das Christentum steht an einer Wegscheide. Seine Zukunft wird sich

daran entscheiden, ob es Leben und Religion der Menschen heute sinnvoll zu deuten und zu gestalten vermag. Das dürfte unter Bezug auf die klassische Dogmatik ausgesprochen schwierig – im Bezug auf Jesus und

seine Botschaft dagegen umstandslos möglich sein. Um seiner Verantwortung für die Gesellschaft gerecht werden zu können, ist der beschriebene Revisionsprozess dringend voranzutreiben. □

⊕ = Σ Theion Symbolon

Theologisches Sprechen ist Symbolsprache.
Pragmatischer Theismus als Antwort auf die Alternative
„Gebet oder Meditation?“ – Anmerkungen zu
Wolfgang Pfüller // Peter Heigl

„Das Gebet erscheint nach alledem als infantile Form religiöser Äußerung und Praxis, mithin als obsolet.“

„Das Resultat der vorliegenden Erwägungen ist es jedenfalls, dass das Gebet eine veraltete Form des Umgangs mit der göttlichen Wirklichkeit darstellt, während die Meditation im bezeichneten Sinn dieser Wirklichkeit weitaus eher gerecht wird. So plädiere ich abschließend für die Ablösung des Gebets durch die Meditation.“

„Gebet oder Meditation?“ – so lautet die Überschrift des Artikels, dem die oben zitierten Sätze entnommen wurden.¹

Ich plädiere indes für eine andere, entspanntere Lösung der Frage. Zuerst

jedoch gilt: Ein klares Ja zu den vielfältigen und wertvollen Formen der Meditation. Sie bereichern uns enorm. Sie wirken auch kompatibler mit unserem heutigen Weltbild. Aber muss man deswegen das Gebet aufgeben?

Wenn man Pfüllers Plädoyer konsequent zu Ende denkt, ist auch das Vaterunser „obsolet“. Sehr oft ist das „Vaterunser“, das bekannteste Gebet der Christenheit, eine Klammer über Konfessionen hinweg, gerade auch bei interreligiösen Feiern. Es ist ein

¹ Wolfgang Pfüller, Gebet oder Meditation? Thesen und Erwägungen im interreligiösen Zusammenhang, in: Raphael Zager / Werner Zager (Hg.), *Christsein im Alltag. Impulse des liberalen Christentums* (Veröffentlichungen des Bundes für Freies Christentum, Bd. 6), Leipzig 2023, S. (133-158) 155 u. 158.

Herzstück christlicher Spiritualität. Nicht nur das Vaterunser, sondern auch viele andere bereichernde, stärkende Gebete müsste man dann ad acta legen. Auch wunderbare Lieder müsste man einmotten wie das bekannte *Dona nobis pacem* in seinen vielen verschiedenen Kompositionen, mit so viel Hoffnung gesungen gerade in friedlosen Zeiten. Es ist ja ein gesungenes Bittgebet. Nein, ich denke, wertvolles geistiges Gut soll man nicht vorschnell über Bord werfen.

Betrachten wir das Wort *Beten* bzw. *Gebet* sprachgeschichtlich. Die Worte *beten* und *bitten* gehören etymologisch auch im Deutschen zusammen, haben die gleiche Wurzel. Man kann etwas erbitten, erlehen, wünschen, von einer Person, vom Schicksal, und natürlich auch von den Göttern oder vom einen, personal verstandenen Gott.

Kommen wir aber nun zum Lateinischen und Griechischen, die beiden Sprachen, die unser europäisches Denken so entscheidend beeinflusst haben. Griechische und lateinische bzw. römische Wörter schreibe ich gerne in Großbuchstaben, denn die Griechen und Römer der Antike kannten nur Großbuchstaben. Kleinbuchstaben wurden erst am Ende der Antike erfunden.

Das lateinische ORARE bedeutet ebenfalls *beten, bitten, erbeten, erbitten*. ORARE, das konnte man alleine, im stillen Kämmerlein, aber auch in Gemeinschaft. Wenn man in Gemeinschaft betete, war es der ORATOR, der Sprecher der Gemeinschaft,

der die Gebete der Gläubigen zu den Göttern oder zu Gott schickte. Es war meist eine ältere, gereifte Persönlichkeit, ein PRESBYTER, also *der Ältere*, ein Lehnwort aus dem Griechischen; es wurde später zu unserem deutschen Lehnwort *Priester*.

Das Wort ORATOR wurde schließlich gleichbedeutend mit dem Redner und Wortführer, der wortmächtig und feierlich eine Meinung vertritt – in Lob-, Preis- und Bitt-Rede oder politischer Überzeugungsrede. Das Wort ORATIO bedeutete in der Antike schließlich nicht mehr Gebet, sondern vor allem: *Rede, Ansprache, Vortrag*. Das Wort für die Handlung des Betens war PRECES *Bitten* und PRECATIO *Bitte*. Das italienische *Prego* leitet sich davon ab.

Im Griechischen hat das Wort *euchesthai* (ΕΥΧΕΣΘΑΙ) eine noch weitere und breitere Bedeutung: *beten, bitten, flehen, wünschen, geloben, beteuern, versprechen*. Das Hauptwort *euche* (ΕΥΧΗ) bedeutet: *Bitte, Gebet, Gelübde, Wunsch*. Man kann darin unschwer das Wort *eu* (ΕΥ) = *gut* erkennen, also Gutes sagen, Gutes wünschen, Gutes erbitten.

Eine festgefügte Dogmatik, wie man richtig zu beten habe, gab es in der frühen Antike nicht. Ob man eine Göttin oder einen Gott oder mehrere Gottheiten oder nur einen einzigen Gott oder den ewigen LOGOS oder das ewige FATUM anrief, war unerheblich. Man betete Gebete je nach Tradition und persönlichem Gottesbild.

In der Zeit, als sich das Christentum entwickelte, bedeutete „beten“ also: etwas erbitten, ob laut oder leise, ob privat oder offiziell, ob im Alltag oder in besonderen Situationen, im Rahmen des gemeinschaftlichen Zusammenlebens oder im Rahmen des religiösen Kultus. Eine feste Dogmatik gab es nicht, Gott sei Dank. Im Römerreich konnte man zu den olympischen bzw. römischen Staatsgöttern beten, ebenso zu allen anderen Göttern des Reiches, da war man großzügig. Aber zumindest musste man der Staatsgöttin Roma und den Staatsgöttern sowie dem Stellvertreter auf Erden, dem Kaiser, Huldigung erweisen und das Staatsopfer darbringen. Wer dies nicht tat, outete sich als Staatsfeind/in und musste mit Verfolgung rechnen, und es kam auch tatsächlich zu Verfolgungen.

Beten und bitten, das taten einfache Gemüter anders als Philosophen. Kaiser Markus Aurelius, überzeugter Stoiker, betete als PONTIFEX MAXIMUS, als höchster Priester des Reiches, die offiziellen Gebete des Reiches. Die Bitten an die Staatsgötter standen für ihn symbolisch als Bitten an den ewigen LOGOS der Stoiker.

Doch zurück zur heutigen Diskussion: Kunst, Literatur und Poesie haben ihre je eigene Sprache. Einem aufgeklärten Menschen ist es klar und bewusst, dass die theologische Sprache immer Symbolsprache ist. Im Grunde ist jede Sprache Symbolsprache. Laute oder Zeichen oder Zahlen stehen *immer symbolisch* für

Gefühltes oder Erdachtes. Albert Einstein etwa schrieb: „Alles, was von den Menschen getan und erdacht wird, gilt der Befriedigung gefühlter Bedürfnisse.“²

Man kann darum auch als heutiger aufgeklärter Mensch, gesegnet mit einem wissenschaftlich geprägten Weltbild, aber auch gesegnet mit einer Antenne für Spiritualität und Offenheit für Religiosität, sehr wohl beten und natürlich auch meditieren nach Herzenslust.

Freilich, zu der olympischen Götterwelt betet heute niemand mehr. Im Hinduismus aber beten heute noch Millionen Hindus zu vielen verschiedenen Göttern. In den monotheistischen Religionen beten auch noch Millionen zu Gott.

Menschen, die naturwissenschaftlich geprägt sind, haben ihre eigene, meist unorthodoxe Art zu beten. Man denke wiederum an Einstein und sein besonderes Verhältnis zum „Alten“, der nicht würfelt, und zu seiner Einstellung, dem „religiösen Gefühl besonderer Art“ eines Menschen, der sich tiefreligiös empfindet: „...man wird zum tiefreligiösen Ungläubigen.“³

Die Naturwissenschaft gibt Pfüller allerdings recht. Naturwissenschaft-

2 Albert Einstein, *On Cosmic Religion and other Opinions and Aphorisms*, Dover Edition, first published 2009, S. 43; vgl. auch: ders., *Religion und Wissenschaft*, in ders., *Mein Weltbild*, Ullstein 2010 (31. Auflage), S. 17.

3 Albert Einstein, *Einstein sagt. Zitate, Einfälle, Gedanken*, München 2005, S.185.

lich gesehen hat er alle Argumente auf seiner Seite: Die dogmatische Vorgabe, zu einem Gegenüber eines genau definierten Gottesbildes beten zu müssen, ist obsolet.

„Gott, wenn es Dich gibt, hilf, wenn Du kannst!“ Dieser bekannte Ausspruch des Agnostikers ist eine Bitte in großer Not. Er wendet sich an einen aus agnostischer Sicht vielleicht doch existierenden Gott. Warum soll man diese Bitte nicht Gebet nennen dürfen?

„Dies ist mein Wunsch und mein Gebet.“ Damit beendet der 14. Dalai Lama geradezu „gebetsmühlenartig“ seine Gebete. Soll man ihm absprechen, dass er betet, nur weil er nicht zu einem personalen Gegenüber betet?

Die Lösung g ist m.E. einfach. Ich will sie mit dieser einfachen Formel verdeutlichen:

$$\Theta = \Sigma$$

Diese Formel, in der eine mit griechischen Buchstaben (*Theta* und *Sigma*) zum Ausdruck kommende Gleichsetzung wiedergegeben wird, steht für „Gott“ und „Symbol“.

Nehmen wir zur Veranschaulichung den Satz: „Jeder Mensch ist von Gott geliebt.“ Dies ist ein poetisches Bild; ein Bild, das eine besondere Wirkung hat. Wissenschaftlich gesehen ist das Bild absolut angreifbar. Aber: *Keine* metaphysisch-theologische Aussage ist beweisbar im wissenschaftlichen Sinn.

Alle theologischen Aussagen sind Symbole. Darum: THEION SYM-

BOLON. Alles theologische Sprechen ist Symbolsprache. Auf Griechisch bedeutet THEOS *Gott*, THEA *Göttin*, THEION *das Göttliche*. Die männliche Form wurde für die Götter, die weibliche Form für die Göttinnen benutzt. Das Neutrum konnte und kann man für alles benutzen, was die Griechen, aber auch wir heutigen Menschen, als heilig oder göttlich bezeichnen mögen.

Aber wir heutigen Menschen wissen: Alles Sprechen von Göttern oder Göttlichem ist Symbolsprache. Zugleich wissen wir: Symbolsprache ist wertvoll. Sie ist uns oft näher als die Sprache der Wissenschaft. Sie trifft unsere gefühlten Bedürfnisse oft besser. „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ – Dieser Grundsatz der Menschenrechte ist abstrakt. Es ist eine abstrakte Übersetzung des menschheitsgeschichtlich viel älteren Satzes: „Jeder Mensch ist von Gott geliebt.“

Das Bild ergreift vor allem den Menschen mit theistischem Weltbild. Ein streng atheistischer Denker wird das Bild als unsinnig abtun. Ein polytheistisch orientierter Mensch, ein alter Grieche etwa oder ein Hindu, würde zusätzlich fragen: Von welchem Gott / welcher Göttin werde ich besonders geliebt?

In monotheistischen Religionen, wo es ja nur noch einen Gott gibt, wird diese Frage nicht mehr gestellt. Schade eigentlich! Der machtpolitisch motivierte Versuch, ein einziges Gottesbild durchzusetzen, hat möglicherweise der Welt mehr Krieg

und Unfrieden gebracht als mehr Liebe und Mitmenschlichkeit. Denn manchmal wünsche ich mir, die vielen Göttinnen und Götter sollten noch weiter miteinander konkurrieren, aber unter den Kriterien von Lessings Ringparabel: Welches von all den Gottesbildern am meisten Menschlichkeit hervorbringt, ist das richtige!

Gleichwohl: Das Bild vom gottgeliebten Menschen ist großartig. Denn es besagt: Der Mensch darf sich göttlich geliebt und willkommen fühlen im Universum. Dies ist ein himmelweiter Unterschied zu der gegenteiligen Aussage, dass der Mensch als Zufallsprodukt in ein kaltes und grausames Universum geworfen ist, das seinem Fühlen und Denken gegenüber kalt ist. Es ist zweifellos lebensförderlich, wenn sich der Mensch als etwas Besonderes, als „geliebt“ fühlen darf.

Je größer das Wissen, die geistige Selbstständigkeit und Unabhängigkeit eines Menschen, umso höhere Ansprüche stellt er an die geistige Vereinbarkeit von Ratio und Religion. Religion ist Opium für das Volk, sagte Marx, und er kritisierte damit die Rolle der Religion als Vertröstung aufs Jenseits.

Doch ebenso gilt: Religion ist für viele eine Quelle der Kraft. Rituale, Gebete, Poesie, Musik und Kunst, Nachdenken über Werte und Lebenssinn können Therapie sein. Was heilt und hilft, ist gut. Was Menschen in Leid und Tod hilft, darf man nicht abwerten.

Es kommt darauf an, dass Religiosität so formuliert wird, dass sie dem Menschen nicht schadet, sondern nützt; dass sie großzügig macht, nicht kleinherzig; dass sie dankbar macht, nicht deprimiert; dass sie Freude, Lebensmut und Hoffnung schenkt; dass sie im Einklang steht mit dem kritischen Verstand, *religio plus ratio!*

Menschen bitten und danken in fast allen Lebenssituationen: bei Geburt und Tod, in Freude und Trauer, im Krieg und im Frieden, im Überfluss und im Mangel. Bei Ritualen wie Hochzeiten, Trauerfeiern etc. richten sich Gebete meist an ein personales Gegenüber. Das göttliche Gegenüber spricht man leichter an als ein abstraktes geistiges Prinzip.

Der Beter ist dabei „per Du“ mit dem Göttlichen – mit Gott, Vater, Mutter, Logos, El, Allah, Brahman, Tao, dem Großen Geist, dem Weltengeist, dem Absoluten. Der betende Mensch erlebt sich so in Verbundenheit mit dem höchsten Sein und damit mit allem Sein.

Gebet ist aus *theistischer* Sicht die Zwiesprache mit Gott oder mit Göttern. Aus *pantheistischer* Sicht ist Gebet ein metaphysisches Selbstgespräch mit der Tiefendimension des Seins. Die Sprache der Religion ist vielfältig wie die verschiedenen Sprachen in der Dichtung und Literatur, in der Musik und des Tanzes.

Im Gebet und Ritual wenden sich Menschen lieber an das persönliche Du. Gespräch und Zwiesprache mit einem Gegenüber gehen uns meist

leichter über die Lippe als abstrakte Reflexion. Die Worte „Gott sei Dank!“ sagen wir eher als „Der Natur sei Dank!“ Oder: „Wir wünschen euch Gottes Segen“ und ein „God bless you!“ sprechen uns mehr aus dem Herzen als ein nüchternes „Wir wünschen Euch viel Glück“. Es ist trostvoller zu sagen, „Wir wissen unseren lieben Toten in Gottes Hand“, als nüchtern zu bemerken, „Er hat uns für immer verlassen.“

Gebet und Meditation stabilisieren. Es entwickelt sich ein positiveres Lebensgefühl, wenn man sich vom Kosmos geliebt fühlt, als wenn man sich in ein eiskaltes Universum geworfen fühlt. Der aufgeklärt religiöse Mensch kennt diese guten Erfahrungen. Er kann Ja sagen zur notwendigen Entmythologisierung alter Texte, aber auch zum großen Wert der religiösen Symbolsprache. Dass andere sein Gespräch mit der Transzendenz interpretieren als bloße Projektion, als Bildersprache, damit kann er gelassen und heiter umgehen, gelöst im Hier und Heute, im ewigen Du, „von guten Mächten wunderbar geborgen ...“ (Bonhoeffer).

Der aufgeklärte religiöse Mensch wird es sich nicht nehmen lassen, das theistische Bild mit Freude, wenngleich mit der gebotenen Umsicht zu benutzen. Er wird bei interreligiösen Feiern auf wichtige Kriterien achten; er wird Gefühle von Andersgläubigen nicht verletzen. Er wird Gebete wählen, die kosmopolitischen, menschenfreundlichen Geist atmen. Dem

aufgeklärten religiösen Menschen ist es bewusst, dass das Formulieren theologisch-metaphysischer Positionen aus wissenschaftlicher Sicht angreifbar ist.

Man kann durchaus mit Ludwig Wittgenstein der Meinung sein: „Wovon man nicht reden kann, darüber soll man schweigen.“ Diese Option ist nicht die schlechteste und mündet in demütige Stille. Viele religiöse Menschen, ja ganze Religionsgemeinschaften gehen diesen Weg, z.B. wenn Buddhisten sagen, man kann über das Göttliche nicht reden, sondern es nur in der Meditation erfahren. Aber auch manche der christlichen Mystiker lehren uns, dass man über das Göttliche und die Gottheit lieber schweigen solle.

Kluge und weise Religionsführer wie Buddha oder LaoTse oder Konfuzius taten gut daran, über metaphysische Dinge nicht zu spekulieren, ja das Schweigen darüber zur höheren Weisheit zu erklären. – Mit dem Ergebnis, dass sich die Religionen, die sich auf sie berufen, nicht so sehr in Glaubenskriegen zerfleischten wie die monotheistischen Glaubensbrüder.

Die monotheistischen Religionen waren meist weniger weise. Sie gingen fast immer davon aus, dass es nur eine Wahrheit gebe. Dieser Absolutheitsanspruch tat den Religionen nicht gut und brachte Unsegen, Unglück, Leid und Tod in die Religionen und durch die Religionen.

Polytheistische Religionen hingegen akzeptieren das Göttliche in

vielerlei Gestalten. Sie akzeptieren von vornherein, dass das Göttliche in seinen vielen Gestalten von anderen Völkern und anderen Ländern auf andere Weise erlebt, interpretiert und geheiligt wird.

Die Rigorosität des Eingott-Glaubens zeigte sich von Anfang an: Der ägyptische Pharaon Echnaton ordnete rigoros den ersten geschichtlich fassbaren Eingott-Glauben an. Verständlicherweise kam es zum Widerstand: Die Priesterschaften der bisherigen Götterkulte widersetzten sich, und nach Echnatons Tod ging der Eingott-Glaube wieder unter. Moses begründete schließlich einige Jahrhunderte später die Mosaische Religion, aus der sich zunächst die Monolatrie (der Glaube an den eigenen Stammesgott inmitten anderer, fremder Götter) und schließlich der Monotheismus (der Glaube an den einzigen Gott) entwickelte.

Das Judentum wird zur ersten durchgehenden monotheistischen Religion. Moses, der am Pharaonenhof groß wurde, hat den Glauben an den einen Gott zur zentralen Botschaft gemacht. Er befreite seine jüdischen Brüder aus der Abhängigkeit und Knechtschaft Ägyptens. Die Kraft für eine neue, immer auch gefährdete Existenz fand man im Glauben an den einen Gott, der das Volk Israel in besonderer Weise ausgewählt hatte. Die strengen Verbote und Gebote des Mosaischen Gesetzes sieht man religionspsychologisch und religionssoziologisch als Kitt und einigendes

Band für ein Volk, das sich als auserwählt sah. Besondere rituelle Vorschriften verbinden – und separieren und entzweien zugleich.

Jesus von Nazareth hat die Liebe Gottes zu allen Menschen und Nationen gepredigt. Er glaubte daran, dass Gott nicht ein Gott der Rache, sondern der Liebe sei, dass alle Menschen als Brüder und Schwestern leben sollen, die Liebe über allen Geboten stehe. Seine Botschaft und sein Leben ließen das Christentum als neue Religion aus dem Judentum entstehen.

Das Christentum übernahm wesentliche Elemente des Judentums und verband es mit wichtigen Botschaften des Jesus von Nazareth, den man nach seinem Tod als Messias, griech. *Christos*, als besonderen Sohn Gottes erkannte. Für Jesus stand der monotheistische, patriarchalische Gottesbegriff niemals in Frage. Es war ein gütiger, liebender Gott, zu dem er betete, in dem er sich geborgen wusste, ja, mit dem er sich eins fühlte.

Die ersten christlichen Jahrhunderte brachten eine unglückselige Dogmatisierung mit sich. Kaiser Konstantin sah in einem einheitlichen Christentum und einer einheitlichen Religion eine Chance für das riesige, auseinanderfallende Römerreich. Unter seinem Vorsitz wurde auf dem Konzil von Nizäa 325 das erste christliche Dogma erlassen. Es sollten noch viele andere folgen ...

Die Dogmatisierung des Christentums brachte mehr Zwiespalt in

die Religion als Frieden und Einheit. Nach jedem verkündeten Dogma kam es zu weiteren Streitigkeiten, Kriegen und Verfolgungen, wie die Kirchengeschichte zeigen kann. Als Mohammad das zerstrittene Christentum kennenlernte, predigte er den Weg zurück zu dem *einen* Gott. Er hat aus dem zerstrittenen Christentum gelernt und predigte eine viel einfachere und klarere Botschaft. Doch auch seine Jünger entzweiten sich und lehrten verschiedene Interpretationen. So kam es, dass sich tragischerweise ausgerechnet die drei verwandten monotheistischen, abrahamitischen Religionen am meisten von allen Religionen dieser Erde zerfleischten.

Allen drei monotheistischen Religionen ist gemeinsam, dass das Grundsätzliche, nämlich der Monotheismus, nicht in Frage gestellt wird. Allen drei monotheistischen Religionen ist auch gemeinsam, dass sie zu einem männlichen Gott beten. Eine patriarchalische Gesellschaft kann sich keinen anderen Gott vorstellen als eine Vaterfigur. Auch die politischen Leitfiguren waren ja männlich, und so fügten sich Politik und Religion zusammen. Nur wenige sprachen von einer Gottheit, die als Vater *und* Mutter angesprochen werden kann. Eine weibliche Gefährtin Gottes, die in vorbabylonischen Schriften der Bibel noch vorhanden war, geriet in Vergessenheit.

Dass man *Theion*, das Göttliche, die göttliche Kraft, auch als weibliche Kraft interpretieren und ansprechen

kann, auf diese Wiederentdeckung des weiblichen Gottes kamen erst Vertreterinnen der feministischen Theologie in den letzten Jahrzehnten, von nur ganz wenigen Gottesgelehrten in früheren Jahrhunderten abgesehen, die aber Leib und Leben riskierten.

Eine ebenso gefährliche Position hatten Theologen, die einer abstrakten Gottesidee anhängen: Sie sprachen von einer Gottheit oder einem geistigen Prinzip der Gottheit oder dem höchsten Guten (Monismus). Dieses Prinzip war eigentlich bereits vorgegeben durch die abstrakten Begriffe der Griechen im ersten vorchristlichen Jahrtausend. Das Göttliche, die Seele des Kosmos, das Schöpfungsprinzip wurde als *Logos* oder als *Nous* bezeichnet. Sogar das hebräische *Ruach* bezeichnet den Geist Gottes, der übrigens grammatikalisch weiblich ist, und wurde griechisch mit SOPHIA übersetzt. Dennoch: Wer einen nur abstrakten Gott lehrte, war ein Fall für die Inquisition und im schlimmsten Fall für den Scheiterhaufen. Die religiösen Denker mussten immer auch den Spagat zwischen religiöser Intuition und Rechtgläubigkeit versuchen. Die Intuition lehrte sie, dass das Göttliche nicht in dogmatische Begriffe zu fassen ist; die offizielle Lehre forderte ein Bekenntnis zum dogmatisierten Glaubensbekenntnis. Wer seinem Gewissen treu blieb, riskierte sein Leben. Wir können froh und dankbar sein, dass diese Zeiten vorbei sind, zumindest in unserem Kulturkreis.

Man kann heute auch eine entschieden atheistische Weltanschauung formulieren, ohne Leib und Leben zu riskieren. Wir können aber auch die Vorteile der theistischen Weltansicht übernehmen, ohne uns dogmatisch gängeln und bevormunden zu lassen. Ebenso wie wir Ilias und Odyssee nicht wörtlich nehmen, aber ihre großartige Poesie und Bildkraft spüren können, so können wir auch die

reale Kraft des Göttlichen und ihre poetisch-religiösen Bilder in uns wirksam werden lassen. In der Meditation, im Gebet, im mitmenschlichen Tun, in der Liebe.

Dieser pragmatische Theismus setzt auf innere Erfahrung, nicht auf Dogmen. So haben es die ganz Großen der Religionen dieser Welt getan. Und damit können wir dem *Theion*, dem Göttlichen, näherkommen. □

Im Gedenken an Helmut Fischer

Der liberale Pfarrer, Theologie-Professor, Ikonenmaler und Buchautor war auch langjähriges Mitglied des Bundes für Freies Christentum // Kurt Bangert

Helmut Fischer, geb. am 4. Februar 1929, starb am 15. August 2023. Er hinterließ seine Frau Ursula und seine beiden Söhne Anselm und Alkis und deren Familien. Und viele gute Freunde.

Ich habe Helmut Fischer das erste Mal bei einem seiner öffentlichen Vorträge in Bad Nauheim kennengelernt, bei dem er über die Frage referierte: „Musste Jesus für uns sterben?“ Er hat zu diesem Thema auch ein Buch geschrieben, das viel Beachtung fand und das zahlreiche seiner Leser als befreiend empfanden. Bei diesem Vortrag beeindruckten mich als theologischem Zuhörer mehrere Dinge an Helmut Fischer:

Zum einen war er ein ganz vorzüglicher Rhetoriker, der seine Anliegen sehr verständlich und pointiert, logisch und nachvollziehbar vortrug, sodass seine Zuhörer seinen Argumenten jederzeit leicht folgen konnten. Er war ein Meister der verständlichen Sprache, was sich nicht nur bei seinen Vorträgen, sondern auch in allen seinen Büchern niederschlug. Er war kein Freund langer, redundanter, verschlungener Sätze,

sondern brachte seine Gedanken kurz, pointiert und ohne Umschweife auf den Punkt.

Zum andern war Fischer jemand, der ein ausgeprägtes Geschichtsbewusstsein pflegte. Er beherzigte die Weisheit, dass man einen Sachverhalt am besten versteht, wenn man dessen Entstehung nachvollzogen hat. Zum Beispiel: Nur wer die historische Entwicklung der christlichen Erlösungsdoktrin oder der Trinitätslehre nachvollzogen hat, kann auch diese jeweiligen Dogmen verstehen. „Verstehen“ heißt hier vor allem: die Gründe nachvollziehen, die zur Formulierung einer christlichen Lehre oder einer philosophischen Erkenntnis geführt haben. Diese Nachvollziehbarkeit heißt aber auch, die kontextuelle Zeitbedingtheit solcher Lehren zu erkennen und sich dann frei zu machen, die alten Lehren in die heutige Zeit und für den modernen Menschen zu übersetzen.

Zum Dritten stellte ich bei jenem Vortrag auch die theologische Weite und Tiefe Helmut Fischers fest, der von großer theologischer Liberalität und Toleranz geprägt war und die Themen, die er behandelte, stets gründlich historisch und systematisch durchleuchtete. Er war jemand, der den Dingen auf den Grund zu gehen wusste.

Erst viel später habe ich die Ursache für seine Gründlichkeit erfahren. Er wurde, erst siebzehnjährig, am Ende des Zweiten Weltkrieges im Zuge einer antideutschen Kampagne in sei-

ner Heimat Mähren samt seiner Mutter und Tante aus seinem Dorf in das Konzentrationslager Littau gebracht, wo ihm der Kopf kahlgeschoren wurde und er in einer Ziegelei und in einer Zuckerfabrik arbeiten musste. Von den Schikanen, Demütigungen und Gewaltaktionen, die er erleben oder mit ansehen musste, hat er selten geredet. Er war der Jüngste im Lager und wohl auch der politisch Unerfahrenste. Aber vieles von dem, was bisher für ihn als hoher Wert gegolten hatte, schien über Nacht seine Gültigkeit verloren zu haben, war stattdessen zum Unwert geworden, wofür man totgeschlagen werden konnte. In dieser Lage hatte Helmut gleichwohl Anlass und Zeit, über seine Situation nachzudenken und – wie er später schrieb – „zu fragen, worauf in unserem Leben Verlass ist, was unserem Leben Sinn gibt und wofür zu leben lohnt“.¹ Es ging ihm darum zu ergründen, was im Leben letztlich trägt! Er schwor damals, sich keiner Ideologie oder Überzeugung anzuschließen, die er nicht bis ins Letzte hinein selbst durchdacht hatte. Dieser Vorsatz veranlasste ihn auch, sich schon als Schüler mit den großen Philosophen zu beschäftigen und dann sogar Theologie zu studieren.

Ich selbst spürte bei besagtem Vortrag in Bad Nauheim eine enge geistige und theologische Verwandtschaft mit Fischer und wollte diesen nachdenklichen Menschen unbedingt

¹ Helmut Fischer, *Theologische Begegnungen. Ausgewählte kleine Schriften und Biographisches*, BoD: Norderstedt 2014, S. 32.

näher kennenlernen. Es dauerte eine kleine Weile, bis diese Respekt gebietende Persönlichkeit es mir gestattete, mit ihm eine lange und tiefe Freundschaft einzugehen, die mir sehr wertvoll wurde und für die ich ihm – und seiner lieben Frau Ursula – bis über seinen Tod hinaus sehr dankbar bin. In Vielem dachten wir sehr ähnlich und konnten uns darin gegenseitig bestärken. In manchen Dingen gingen unsere Meinungen auseinander, sodass es immer wieder zu sehr anregenden und fruchtbaren Dialogen kam, bei dem Argumente ganz sachlich und freundschaftlich ausgetauscht wurden, die dann zu einem tieferen gegenseitigen Verständnis beitrugen. Unsere manchmal stundenlangen „Streitgespräche“ waren von anspruchsvollem Niveau geprägt und schweißten uns nur noch mehr zusammen. Sie spielten sich oft vor den Augen und Ohren seiner Frau Ursula ab, die ihre helle Freude an diesem zivilen Gedankenaustausch hatte.

Fischer ging es als Pfarrer, Theologe und Homiletik-Professor vor allem darum, die Menschen dort abzuholen, wo sie sich geistig befanden, und ihnen entsprechend ihren geistigen Voraussetzungen die Botschaft Jesu zu vermitteln. Es ging ihm aber nicht nur um die gläubigen Kirchgänger, sondern auch um Menschen jeglicher Weltanschauung und Überzeugung. Es schmerzte ihn zu sehen, dass in den Kirchen häufig eine überaus fromme Sprache gesprochen wurde, die die Menschen kaum noch

verstanden; oder dass Dinge vorausgesetzt wurden, die viele Menschen innerlich schon längst verworfen hatten. Ihn bewegte auch die zunehmende Säkularisierung und Entkirchlichung unserer Gesellschaft. Aber statt sich darüber zu beklagen und diese Zustände zu bejammern, fragte er nach den geistigen Ursachen sowie nach Möglichkeiten, die heutigen Menschen trotzdem mit der zeitunabhängigen Liebesbotschaft Jesu vertraut zu machen.

Seine Anliegen hat Helmut Fischer in zahlreichen Predigten und Dialog-Gottesdiensten, in Vorträgen und natürlich auch in seinen überaus lesenswerten Büchern zum Ausdruck gebracht. Jetzt, da seine Stimme verstummt ist, werden seine Bücher hoffentlich umso leuchtender aus der Vielfalt theologischer Literatur herausragen. In seinen Publikationen suchte er sich nicht als gelehrter Theologieprofessor zu profilieren, sondern als jemand, der den Menschen komplizierte Sachverhalte verständlich machen wollte. Er schrieb in klarer, eindeutiger, verstehbarer Sprache. Wer seine Bücher liest, wird reichlich belohnt und zu eigenem Denken angeregt.

In den letzten Jahren ging Helmut Fischer immer wieder der Frage nach, wie mit Menschen umzugehen sei, die ihren Glauben an Gott verloren haben. Denn Umfragen zufolge glaubt maximal nur noch rund ein Viertel aller Deutschen an einen persönlichen Gott. Die übrigen sind entweder

Atheisten oder Agnostiker oder sie postulieren einen sehr abstrakten und entrückten Gottesbegriff, der für sie aber kaum noch unmittelbare Bedeutung für ihr Leben hat. Fischer erklärte diese Entwicklung mit zwei unterschiedlichen Weltverständnissen oder Paradigmen:

Im alten *subjektiven Weltverständnis* wurde immer nach einem Verursacher eines Geschehens gefragt. Auch die Welt benötigte in diesem Paradigma eine letzte Ursache, die man Gott nannte. Im neuzeitlichen *funktionalen Weltverständnis* jedoch werde nicht mehr nach dem Verursacher, sondern nur noch nach der Ursache gefragt. Wir leben in einem Ursache-Wirkungs-Gefüge. Dieses Deutungsmuster reicht bis zur Frage des Ursprungs des Universums. Nur noch wenige Menschen postulieren heute noch einen Gott, der das alles in Gang setzte oder der als Schöpfer unsere Welt wissentlich und willentlich erschuf. Im funktionalen Paradigma kommt Gott praktisch nicht mehr vor. Und die große Mehrheit der Deutschen denkt heute in diesem funktionalen Paradigma.

Helmut Fischer beklagte, dass sich dieser Paradigmenwechsel weitgehend unterhalb des Radarschirms der Kirchen und ihrer Vertreter abgespielt habe. Die Frage war für ihn: Redet man weiterhin unbekümmert von Gott, so als wäre nichts geschehen, oder trägt man den neuen Verhältnissen Rechnung? Oder anders gefragt: Schreiben wir die Menschen,

die heute im funktionalen Weltverständnis leben, einfach ab, weil sie für die Kirche verloren sind? Oder sollten wir uns auch um diese Menschen kümmern und auch für sie die Botschaft Jesu hörbar und verstehbar machen? Helmut Fischer war zutiefst davon überzeugt, dass die Botschaft Jesu für alle Menschen verstehbar gemacht werden könne und müsse, gleich in welchem Weltverständnis sie sich bewegen. Ich darf Fischer an dieser Stelle selbst zitieren:

„Wer verstanden werden will, der muss sich nun einmal auf die Sprache, die Logik und das Weltverständnis seiner Adressaten einstellen und seine Botschaft in deren Code zum Ausdruck bringen. Darin liegt [...] die gegenwärtige Herausforderung für die Verkündigung durch den Paradigmenwechsel. Hier liegt auch das aktuelle Sprachproblem der Kirche. So wäre es auch in der Verkündigung notwendig, damit Ernst zu machen, dass wir in den biblischen Texten und in den Formulierungen der Bekenntnisse keine ewigen [...] Wahrheiten vor uns haben, sondern historische Ausdrucksformen von menschlichen Selbstverständnissen. Deshalb wäre es erforderlich, auf die Konstrukte und Wortdome zu verzichten, die im Laufe der Jahrhunderte aus der Logik des göttlichen Alleinverursachers erbaut worden sind und die dazu anregen, den Hörern zu sagen, was Gott will und was er alles tut. Diese Formeln sind den Älteren noch vertraut, sie haben aber

ihre Plausibilität längst verloren wie eine alte Währung, deren Scheine wir noch kennen, die aber im öffentlichen Zahlungsverkehr längst außer Kurs gesetzt sind.“²

Helmut Fischers Theologie betraf nicht nur sein Gottesverständnis und die Art und Weise, wie die Kirche heute das Evangelium zu verkündigen hat, sondern sie betraf vor allem auch sein Jesus-Verständnis. Über Jesus schrieb Fischer:

„Jesus redet nicht als Gott, sondern als Mensch zu seinesgleichen. Mit seiner Botschaft erschließt er uns nicht göttliche Sphären, sondern das volle Wesen des Menschseins mit seinen Höhen und Tiefen.“³

Darum sollte sich kirchliche Verkündigung nicht allein auf Predigt-Monologe beschränken, die es einfach zu akzeptieren gilt, sondern Verkündigung sollte im Dialog mit den Menschen vollzogen werden. Fischer ging es vor allem darum, die von Jesus gepredigte und gelebte Grundhaltung der Liebe in die Lebensformen unserer Welt umzusetzen. Nur diese Liebe erweise sich letztlich als tragfähig. Wer diese Grundhaltung, diesen Geist der Liebe verstanden habe und in seinem Leben umzusetzen sich bemühe, der habe den irdischen Jesus verstanden. Der hat auch, so ist hinzuzufügen, Helmut Fischer verstanden. □

2 Helmut Fischer, *Kein Gott – was nun? Glauben in posttheistischer Zeit*, Bautz Verlag: Nordhausen 2020, S. 396.

3 Ebd.

Bericht von der Jahrestagung des Bundes

✦ Glauben und Denken bei Karl Jaspers

Die Jahrestagung des *Bundes für Freies Christentum* fand in diesem Jahr (29. Sept. – 1. Okt.) in der Evangelischen Akademie Hofgeismar statt und behandelte das Thema „Glauben und Denken – passt das zusammen? Liberales Christentum im Gespräch mit Karl Jaspers“.

Der Studienleiter der Akademie, Michael Nann, und der Präsident des *Bundes*, Prof. Dr. Werner Zager, eröffneten die Tagung am Freitagabend. Zager stellte den *Bund* kurz vor und verwies auch auf dessen 75-jähriges Bestehen. Er stellte auch den ersten Referenten, Dr. Michael Großmann, vor, der mit seinem Vortrag „Philosophischer Glaube?“ in das Denken von Karl Jaspers einführte. Für Jaspers, der als Mediziner und Psychiater zur Philosophie gekommen war, waren Begriffe wie „Existenz“ und „Freiheit“ von grundlegender Bedeutung. Obwohl von Kindheit an in Distanz zum kirchlichen Glauben erzogen, sah er doch den Glauben als tragendes Fundament seines Denkens. Philosophie und Theologie hatten für ihn einen gemeinsamen Ausgangspunkt: nämlich den Glauben, der über die Gewissheit des Denkens hinausgeht. Der Theologie warf Jaspers allerdings vor, ihren Glauben auf „Offenbarung“ zu gründen. Zwar erkannte Jaspers Offenbarung „in einem weiteren Sinn“ an, insofern Menschen sich von Gott angesprochen wissen, aber er lehnte Offenbarung „in einem engeren Sinn“ ab, wenn darunter verstanden

werde, dass Gott den Menschen konkretes Wissen offenbart haben soll, wie es für die Bibel beansprucht wurde. Wer Offenbarung im letzteren Sinn versteht, glaubt Wahrheit für sich gepachtet zu haben und den absoluten Willen Gottes erkennen zu können.

Großmann erläuterte dann Jaspers' *Perienchontologie*, womit er seine Lehre vom „Umgreifenden“ meinte. Jaspers unterschied mehrere Ebenen des Seins: das *Dasein* des Menschen, der seine Umgebung erlebt und dabei vom Triebhaften bestimmt ist. Hinzu komme die *Bewusstseinssebene*, die über das bloße Dasein hinausgeht, aber sich immer noch auf Gegenständliches bezieht. Das Bewusstsein bedarf jedoch der Beseelung, die durch den *Geist* erfolgt. Geist schafft Bedeutung. Dasein, Bewusstsein und Geist seien unterschiedliche Weisen der Bezugnahme auf die Welt. Aber sie sagen uns nicht, was sein soll, was eigentliche *Existenz* ist. Existenz müsse mehr sein als Sosein, sei also *mögliche Existenz*. Existenz wird nicht von uns geplant oder gemacht, vielmehr würden wir von ihr ergriffen. Wirkliche Existenz habe mit Grenzsituationen wie Schuld, Leid und Todesnähe zu tun. Das Geheimnis unserer Existenz liege im Dunkeln, weshalb es gerechtfertigt sei, diesbezüglich auch von „Transzendenz“ zu sprechen: das Unbedingte hinter allem Bedingten. Dieses *Unbedingte* sei für uns nur im Glauben erschließbar, nicht mit dem Verstand. Jaspers unterscheidet allerdings – Kant folgend – zwischen Verstand und Vernunft, wobei Vernunft den großen Seinszusammenhang zu erkennen versucht. Dieses Ganze der Welt bekommen wir jedoch nie voll in den Blick. Gleichwohl gelte es, „philosophierend aufs Ganze“ zu gehen.

Diesem großen Ganzen stehen Jaspers' „Chiffren“ gegenüber, die alles bedeuten können, was uns erscheint. Chiffren bleiben stets vieldeutig und können mit Metaphern verglichen werden. Die Bibel enthält eine Fülle von Metaphern oder Chiffren; wir könnten von einem kaum zu durchdringenden „Chifferngestöber“ sprechen, so Großmann. Als Suchende gelangen wir aber niemals ans Ziel, wenn unter diesem Ziel der endgültige Besitz von Wahrheit verstanden werden soll. Die Suche nach der Wahrheit kann nur in unablässiger Kommunikation erfolgen.

Großmann ließ auch Jaspers' *Achsenzeit* anklingen, ohne darauf näher einzugehen. Es gehe dabei um kulturelle Umbrüche und entscheidende philosophische Fortschritte, die auf die Menschheit einen kaum zu überschätzenden Einfluss hatten.

Jaspers blieb, im Urteil Großmanns, ein Außenseiter. Dass er im Glauben den Dreh- und Angelpunkt seines Philosophierens sah, habe ihn verdächtig erscheinen lassen. Adorno kritisierte Jaspers' Verwendung von „Edelsubstantiven“, und kritikwürdig sei auch sein widersprüchlicher Umgang mit dem Begriff der „Transzendenz“. Transzendenz lag Jaspers zufolge jenseits des Gegenstandes von wahr und falsch, womit er das Gespenst des Agnostizismus nicht vertreiben konnte. Jaspers war zweifellos ein Grenzgänger der Philosophie. Wir können zwar viel wissen, bekommen aber das Ganze der Welt nicht in den Blick, bleiben stets auf der Suche nach der Wahrheit und können uns auch nicht sicher sein, was wirklich zu hoffen ist. Großmann glaubte Jaspers' Philosophie einfangen zu können mit einem am Vortragende preisgegebenen Spruch:

„Ich komme, ich weiß nicht woher,
Ich bin, ich weiß nicht wer,
Ich sterb, ich weiß nicht wann,
Ich geh, ich weiß nicht wohin,
Mich wundert's, dass ich fröhlich bin.“

Nach der Andacht am Samstagmorgen, bei der Pfarrerin Dagmar Gruß, Vorstandsmitglied des *Bundes*, über die Weisheit nachdachte, die mehr als Vernunft sei und unser eigentliches Ziel als Christen sein müsse, sprach Dr. Reinhard Salomon in seinem Vortrag über die „Grenzen vernünftigen Denkens“ und über Jaspers als dem „Denker auf der Grenze“. Jaspers selbst erlebte Grenzerfahrungen, etwa, wenn er 1945 kurz davorstand, mit seiner jüdischen Ehefrau von den Nazis deportiert zu werden, aber durch den Einmarsch der Amerikaner davor verschont blieb. Salomon sprach über ideologische, metaphysische und religionsgeschichtliche Grenzüberschreitungen (und -übergriffe). Im Blick auf die Metaphysik gelte, dass das menschliche Fragen erst dann zur Ruhe komme, wenn es an Grenzen stößt, über die nicht mehr hinausgefragt werden könne.

Für diese Grenzfragen steht Jaspers dreibändige Philosophie, in der er sich mit Weltorientierung, Existenz-erhellung und Metaphysik befasste. In der Weltorientierung haben Sphären wie Wissenschaft, Wirtschaft oder Kunst ihre Berechtigung, doch könne sich in jeder dieser Sphären das Anliegen des Glaubens ausdrücken. Die Philosophie befasse sich mit dem Ursprung aller Sphären, wird sich aber damit begnügen müssen, nur andeutende Hinweise auf das Unfassbare, Unaus-sprechliche zu finden. Philosophie transzendiere zwar die Forschungs-

ergebnisse der Wissenschaften, bleibe aber stets auf diese angewiesen. Wissenschaft und Philosophie zielen, je auf ihre Weise, auf das letztlich unerreichbare Ganze der Welt ab. Gleichwohl sei die Grenzziehung zwischen Wissenschaft, Philosophie und Glauben strikt zu beachten. Der Begriff „Wissenschaft“ gibt zwar vor, etwas zu wissen, im Grunde gehe es aber auch hier nicht um striktes Wissen, sondern um hypothetisch Angenommenes.

Sowohl in der Wissenschaft als auch in der Religion gehe es letztlich um „Wahrheit“, wengleich sich Philosophie und Religion um andere Wahrheiten bemühten als die Naturwissenschaften. Philosophie und Religion seien wesentlich auf Tradition angewiesen. Der Unterschied dabei sei, dass die Religion oftmals die Unterwerfung unter die Tradition fordere, während die Philosophie eine solche Unterwerfung als Verrat an der menschlichen Freiheit empfindet. Jaspers kritisierte das Traditionsdenken der Bibelgläubigen und begründete dies damit, dass die Autorität der Heiligen Schrift sich doch nur auf das Zeugnisgeben der biblischen Schreiber gründete. Ein Zeuge aber zwingt niemanden. Er lege lediglich Zeugnis von seinen Erfahrungen ab. Trotz seiner Kritik am Bibelglauben vermochte Jaspers das Negative ebenso wie das Positive in den Religionen zu sehen. Religion gebe dem Menschen eine besondere Stellung, fordere von ihm aber auch eine besondere Verantwortung. Er kritisierte an der Religion die Tendenz zur Ideologisierung, wenn sie zur objektiven Gewissheit verkomme und sich absolute Wahrheiten anmaße. Der Mensch müsse nicht der

Religion dienen, sondern die Religion müsse dem Menschen dienen.

Salomon zufolge war Jaspers' Religionsphilosophie von Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit getragen. Für ihn gehörten Existenz und Vernunft eng zusammen. Existenz werde uns erst durch Vernunft bewusst, und Vernunft bekomme erst durch Existenz ihren Gehalt. Ebenso seien Philosophie und Religion aufeinander angewiesen. „Religion braucht, um wahrhaftig zu bleiben, das Gewissen der Philosophie. Philosophie braucht, um gehaltvoll zu bleiben, die Substanz der Religion.“

Der anschließende Vortrag von Dr. habil. Wolfgang Pfüller befasste sich vor allem mit den „Chiffren der Gottheit“. Wie soll man wahrhaftig von Gott reden? Der Referent empfand die Ausführungen Jaspers' „ziemlich weitschweifig und redundant, zudem nicht selten wolzig“. Pfüller zitierte auch Einstein, auf den Jaspers gewirkt habe „wie das Reden eines Trunkenen“. Doch versuchte Pfüller, etwas Licht in dieses „Gewölk“ zu bringen. Wahrhaftigkeit ist nach Jaspers als rückhaltloser Wille zur Wahrheit zu verstehen, ohne dass der Weg je sein Ziel erreiche. Jaspers unterschied zwischen verschiedenen Weisen der Wahrheit, vor allem zwischen *wissenschaftlicher* und *philosophischer* Wahrheit. In jedem Fall müsse Wahrheit *kommunikativ* sein, denn sie ist „das, was verbindet“.

In Bezug auf die Gottesfrage sprach Jaspers mal von einem (wohl persönlich verstandenen) „Gott“, mal von der „Gottheit“, mal von der „Transzendenz“. Der erste Begriff käme einer Chiffre (oder Chiffer) gleich. Kompliziert wurde die Sache dadurch, dass Jaspers zwischen Chiffren, Symbolen und Zei-

chen unterschied. *Zeichen* bezeichnen etwas Gegenständliches, *Symbole* bzw. *Chiffren* (die von ihm oft, aber nicht immer synonym verwendet wurden) weisen auf Transzendentes hin, vergewärtigen dieses auch. Chiffren seien die Sprache der Transzendenz. Aber grundsätzlich könne alles zu einer Chiffre werden, so auch die Transzendenz, insofern man das Göttliche zum Götzen erniedrige (nämlich durch leibhaftige Depotenzierung). Transzendenz sei für Jaspers das, was alles umgreift (das „Umgreifende“). Sie ist zwar prinzipiell unzugänglich, jedoch erfahrbar. Erfahrbar ist sie vor allem in der *Freiheit*, in der *Kommunikation* und in der *Liebe*. Transzendenz sei – bei aller Unzugänglichkeit – im Wesentlichen „Heilswirksamkeit“. Und das sei genug. Und so findet sich bei Jaspers immer wieder der Satz: „Dass Gott ist, ist genug.“ Für die Chiffren Gottes gelte also, dass einerseits ihre Transzendenz (also auch ihre Unverfügbarkeit) gewahrt werden muss, sie andererseits aber auch ihren Heilscharakter in Freiheit, in (echter) Kommunikation und in Liebe zum Ausdruck bringen.

Chiffren der Transzendenz fand Jaspers zuhauf in der abendländischen Tradition, aber auch in den fernöstlichen Traditionen. Daraus entwickelte er eine „Weltgeschichte der Philosophie“, also eine „*philosophia perennis*“ (eine ewige Philosophie), die es schon immer und überall gegeben habe. Insofern ist Philosophie immer schon religiöse Philosophie gewesen. So auch bei Karl Jaspers.

Prof. Dr. Werner Zager, Präsident des *Bundes für Freies Christentum*, sprach am Samstagnachmittag zum Thema „Wahrhaftig von Jesus reden“.

Religion sei für Jaspers etwas gewesen, was uns als Menschen wesentlich angehe und in Unruhe hält. Philosophie und Religion müssten deshalb miteinander im Gespräch bleiben. Ein solches Gespräch sei aber nur möglich, sofern die Gesprächspartner sich nicht im Besitz einer endgültigen Wahrheit glauben. Für Jaspers waren christliche Theologen immer wieder wichtige Gesprächspartner, mit denen er sich auseinandersetzte, mit denen er aber zuweilen auch seine Verständnisprobleme hatte.

Jaspers gab offen zu, an was er *nicht* glaubte. Er glaube nicht an eine Offenbarung, wenn diese für die einzig wahre gehalten werde. Er glaube auch nicht, dass Gott in Jesus Mensch geworden sei oder dass Jesus ein Gottmensch gewesen sei. Bei aller Kritik am Christentum verstand sich Jaspers gleichwohl als guter Protestant. Eine auf das Christentum beschränkte Offenbarung lehnte er ab, da doch andere Religionen ebenfalls etwas von Gott wüssten. Gott lokalisiere sich nicht an einem bestimmten Ort oder nur zu einer bestimmten Zeit. Deshalb könne er auch Jesu Kreuzestod und seine Auferstehung nicht als objektives „Heilsgeschehen“ verstehen. Die Chiffre „Gott ist Mensch geworden“ hielt Jaspers für problematisch; sie sei Anlass für zahlreiche kirchliche Spekulationen geworden. Auch den Sühnetod Christi lehnte er ab. Zudem habe sich Jesus nicht zum Messias (also zum Christus) erklärt, sich selbst nicht zum Sakrament gemacht und auch keine Kirche gestiftet. Dennoch hielt Jaspers den Rückbezug auf den Menschen Jesus für notwendig. Jesus bleibe bedeutsam aufgrund seiner Aufrichtigkeit, seines Menschseins und seiner Botschaft vom Reich Gottes.

Aber Jesus sei nicht der alleinige maßgebliche Mensch gewesen. Auch Sokrates, Buddha und Konfuzius hätten eine außerordentliche Bedeutung für die Menschheit gehabt und seien Grundlage philosophischer Denkbewegungen geworden. Alle vier hätten den Menschen das Bewusstsein für eine tiefe *Innerlichkeit* vermittelt, die vor allem Tun liege und auf das Sein selbst, auf die Ewigkeit, auf Gott hinweise.

Was das Leben Jesu angeht, so können wir – Jaspers zufolge – aufgrund der historischen Kritik zwar nichts Sicheres wissen, gleichwohl sei es möglich, sich ein Bild von der geschichtlichen Person Jesu zu machen. In Bezug auf die Verkündigung Jesu gab Jaspers eine (im deutschsprachigen Raum weithin gängige) Auffassung wieder, als er schrieb: „Die Verkündigung von Weltende und Gottesreich meint ein kosmisches Ereignis. Aber es ist nicht ein Ereignis in der Welt, in dem eine neue Welt geboren würde, sondern ein Ereignis, mit dem die Welt aufhört. Es ist ein Einbruch in die Geschichte, mit der die Geschichte abgeschlossen ist. Das Gottesreich ist weder Welt noch Geschichte, auch kein Jenseits dieser Welt. Es ist etwas ganz anderes.“ (Jaspers, *Die großen Philosophen*, Bd. 1, München 1957, S. 187)

Jaspers verwies auch auf Jesu Doppelgebot von der Gottes- und Nächstenliebe. „Die Liebe ist, wo sie zweckfrei und weltfrei geworden, Wirklichkeit des Gottesreichs. Dann ist sie uneingeschränkt, bedingungslos.“ (a.a.O., S. 191) Jesu gewaltsames Ende bringt Jaspers mit der Tempelreinigung in Verbindung. Jesus sei kein Philosoph gewesen, auch kein Sozialreformer, kein Politiker, und er habe auch keinen Kult und keine Kirche gestiftet. In ihm

verbanden sich Sanftmut ebenso wie kämpferische Unbedingtheit. Er sei der letzte der jüdischen Propheten gewesen. Man müsse aber unterscheiden zwischen Jesus vor seinem Tod und seiner Bedeutung danach, als er von der Kirche zum Christus gemacht worden sei. Für den philosophisch denkenden Menschen sei der *Gottmensch* eine „in die Irre führende Absurdität“.

Was Jesus zum maßgeblichen Menschen gemacht habe, sei seine Hingabe an den Willen Gottes. Daraus resultierte ein bedingungsloses Ethos, das scharf unterscheidet zwischen gut und böse, wahr und falsch. Jaspers plädierte zwar nicht für eine *Nachfolge* Jesu, wohl aber für eine *Orientierung* an der Person Jesu. Wir müssten uns – hier folgte er Albert Schweitzer – von den zeitgebundenen Vorstellungen in der Verkündigung Jesu lösen und die Aufgabe wahrnehmen, die er uns für die heutige Zeit stellt.

In seinem Resümee lehnte Werner Zager, mit Jaspers, die alleinige Offenbarung Gottes im Christentum ab. Ebenso sei die Menschwerdung Gottes in Jesus fragwürdig. Auch die Auferstehung sowie der Opfer- bzw. Sühnetod Jesu lassen sich Zager zufolge heute weitgehend psychologisch erklären. Für den philosophischen Glauben sei Jesus nicht der einzig maßgebende Mensch, aber mit seiner Haltung, seinem Verhalten und seinen ethischen Weisungen vermag Jesus auch heute noch Orientierung zu geben.

Den ersten Sonntagmorgen-Vortrag hielt der gerade promovierte Raphael Zager, der über Jaspers und sein Verhältnis zu Martin Werner und Ulrich Neuenschwander sprach. Jaspers habe großen Einfluss auf diese beiden Schweizer Theologen seiner Zeit aus-

geübt. Zwischen Jaspers und Martin Werner gab es einen regen Briefwechsel; und der Werner-Schüler Neuenschwander maß Jaspers große Bedeutung bei. Die Schweizer Theologen mussten die Erschütterung durch den Ersten Weltkrieg in ihre Theologie aufnehmen und auch für ihr Transzendenzverständnis berücksichtigen. Neuenschwander sprach angesichts des Krieges nicht nur von der Abgründigkeit des Menschen und der Welt, sondern auch von der Abgründigkeit Gottes. Gott wurde für Neuenschwander mehr denn je zum verborgenen Gott, dessen Sinn niemand mehr recht verstehen könne. Gleichwohl lernten die Schweizer Theologen von Jaspers, der von Existenz nicht zu reden vermochte, ohne zugleich von Transzendenz zu sprechen. Aber Transzendentes bleibe stets unverfügbar, wie auch die Suche nach der Wahrheit nie zum Besitz der Wahrheit führen könne. Philosophisches Denken findet nicht innerhalb geschlossener Systeme statt (wie in der Theologie), sondern müsse stets offen bleiben. Insbesondere existenzielle Grenzsituationen könnten – trotz oder gerade wegen der damit oft verbundenen Sinnkrisen – zum Glauben und damit zum sinnhaften Menschsein hinführen. Jaspers sprach vom Glaubenssprung in der Sinnkrise, und Martin Werner bezeichnete Gott als den Seinsgrund und Sinngrund. Neuenschwander sprach von einem ehrfürchtigen Sichbeugen vor dem Unverstandenen.

Philosophie zeichnete sich Jaspers zufolge aus durch den Dialog zwischen Glauben und Vernunft. Schon Kant hatte bekennen müssen: „Ich musste das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen.“ Für Jaspers waren

Wissen und Glauben aufeinander angewiesen. Und Martin Werner meinte, dass Theologie und Philosophie widerspruchsfrei sein müssten; er sprach von der „Rationalität“ des Glaubens. Für Jaspers war der Glaube das Bewusstsein der Existenz in Bezug zur Transzendenz. Bei Werner führte der Glaube zur Ehrfurcht vor Gott und diese wiederum zur Ehrfurcht vor dem Leben (womit er an Albert Schweitzer anknüpfte).

Raphael Zager schloss mit einigen Thesen ab. Es gelte, zeitgemäß von Transzendenz zu reden. Philosophischer Glaube müsse als Prozess, nicht als Dogma, verstanden werden. Ferner gelte es, Menschen mit ihren Transzendenzerfahrungen ernst zu nehmen. Die Vernunft müsse zur Geltung gebracht, die Unvernunft abgewehrt werden. Aber neben der Vernunft gehören Freiheit und Toleranz untrennbar zum Glauben hinzu.

Die Schweizer Pfarrerin Esther R. Suter referierte über ihren theologischen Lehrer Fritz Buri, der sich kritisch mit dem in der Schweiz weithin anerkannten Karl Barth auseinandersetzte und sich so im Spannungsverhältnis zwischen liberaler und dialektischer Theologie wiederfand. Buri ging aber seinen ganz eigenen Weg. In erster Linie verstand er sich als Schüler Albert Schweitzers, dessen theologische Ansätze er systematisch durch- und weiterdenken wollte. Er kam auch mit fernöstlicher Philosophie in Berührung und folgte den Spuren des Konfuzianismus und Buddhismus. Buri war zudem Mitglied des Schweizer „Vereins für freies Christentum“ und vertrat diesen auch bei der „Internationalen Vereinigung für freies Christentum und religiösen Fortschritt“, dem heutigen IARF.

Vermutlich angeregt durch seinen Lehrer Martin Werner bezog sich Buri auch auf Karl Jaspers und in gewisser Weise auch auf Heidegger. Insofern wurden Wörter wie Existenz, Selbst, Selbstverständnis und Verantwortung zentrale Begriffe bei Buri. Er befasste sich intensiv mit Aspekten von Albert Schweitzers „Ehrfurcht vor dem Leben“ und dem Verhältnis von Denken und Lebenswillen; dabei brachte er das Existenzverständnis von Karl Jaspers mit Schweitzers Willen zum Leben zusammen, um mehr Klarheit in Schweitzers Ansatz hineinzubringen. Buri deutete Schweitzer existenzphilosophisch. „Das existenzphilosophische Verständnis von Existenz meint eine Seinsmöglichkeit“, so Esther Suter. „Jaspers versteht darunter ein Sein, das sich immer erst zu entscheiden hat, was es sein kann, was also nicht einfach da ist und gegenständiglich erfasst werden kann. Existenz ist kein Gegenstand wissenschaftlicher Weltorientierung, sondern bleibt unfassbar und kann weder sich selbst noch ändern rational bewiesen werden.“ Im Vergleich von Schweitzer mit Jaspers ergibt sich für Buri, dass er „Ehrfurcht vor dem Leben“ nicht mehr als denknottwendiges Prinzip auffassen kann, aus dem sich Weltanschauung begründen lässt, sondern lediglich als eine „Chiffre für Existenz“, in der die besondere Sinnmöglichkeit der Existenz *für mich* zum Ausdruck gebracht werden kann.

Soweit die Vorträge zu Karl Jaspers im kurzen Zeitraffer. Am Samstagabend wurde über Jaspers in drei Arbeitsgruppen diskutiert. Und am Ende der Tagung auch noch im Plenum (unter der Leitung des Studienleiters Michael Nann). In den Diskussionen wurde u.a. hervorgehoben, dass der Zweifel

ein steter Begleiter des Glaubens und Glauben immer als Prozess und als Suche zu verstehen sei. Es stellte sich auch die Frage, was denn noch bleibe, wenn – wie durch die Vorträge deutlich wurde – die christliche Dogmatik infrage zu stellen sei bzw. ganz wegfallende. Eine Antwort lautete, dass der Kern des Christentums, nämlich die Person und Botschaft Jesu noch viel Substanzielles biete, auf das sich Christen beziehen könnten. Eine andere Antwort war die, dass man die Dogmatik nicht einfach entsorgen solle, sondern immer wieder aktualisieren und modernisieren müsse. Das sei die ureigentliche Aufgabe der Theologie. Etwas zu kurz kam die immer wieder auftauchende Frage nach Jaspers' „Achszeit“, die aber nie in ausreichender Ausführlichkeit behandelt werden konnte.

Der Samstagabend stand unter dem Zeichen des Organisten, Pianisten und Dirigenten Max Reger, dessen 150. Geburtstag wir in diesem Jahr feiern. Wolfgang Pfüller führte in das Wirken Regers ein und präsentierte einige Beispiele aus dessen mannigfaltigen Kompositionen. Der Sonntagsmorgen-Gottesdienst fand in der der Akademie gegenüberliegenden Brunnenkirche statt. Die Predigt zum Erntedanktag hielt Pfarrerin Dr. Christine Siegl, basierend auf Jer 45. Zuvor fand noch eine Kindertaufe statt. Als Credo wurde das Ringstädter Glaubensbekenntnis verwendet.

Am Ende der Tagung hatten viele den Eindruck, persönlich bereichert worden zu sein. Es stellte sich zu guter Letzt auch eine harmonische Stimmung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer ein, die sich gerne von dem liberalen Geist der Tagung hatten inspirieren lassen. □

Kurt Bangert

Leser-Echo

✦ **Stellungnahme zur Rezension des Buches von Ulrike Herrmann, „Das Ende des Kapitalismus. Warum Wachstum und Klimaschutz nicht vereinbar sind – und wie wir in Zukunft leben werden“ (Kurt Bangert, Heft 5, Sept.-Okt. 2023, S. 135-139)**

Die ausführliche Rezension mit vielen Zitaten aus Ulrike Herrmanns Buch vermittelt anschaulich die vielfältigen, komplexen, kaum lösbaren Problemstellungen zur Vermeidung einer unkontrollierten Heißzeit auf unserem Planeten.

Sie kann Grundlage sein für eine Vertiefung des dringend notwendigen weiteren Dialogs innerhalb des Bundes. Niklas Luhmann beschreibt in seiner soziologischen Sozialtheorie, dass Kommunikation soziale Systeme erzeugt und erhält, solange die Kommunikation anschlussfähig bleibt.

Teil zwei des Buches („Grünes Wachstum gibt es nicht“) liefert eine überzeugende Bestandsaufnahme der klimapolitischen Situation. „Künftig bestimmt die Natur, wie viel Wachstum möglich ist – und nicht das Wachstum, was von der Natur übrig bleibt.“ Jeder Klimaschutz wird scheitern, wenn es beim aktuell enorm hohen Verbrauch bleibt.

Unumstritten ist, dass die weltweite Absenkung des Endenergieverbrauchs eine unabdingbare Voraussetzung für die Emissionsreduktion ist. Das führt unweigerlich zum Konflikt mit den Wachstums-Erfordernissen des kapitalistischen Weltwirtschaftssystems, welches der tiefere Grund dafür ist, warum Klimaschutz bisher verpuffte.

Herrmann plädiert für eine „Überlebenswirtschaft“ mit staatlicher Ressourcenverteilung. Das heutige Wirt-

schaftssystem sollte nach dem Muster der britischen Kriegswirtschaft 1939 umgestaltet werden. Hier nur wenige Anfragen zu den vorgelegten Thesen:

1. Der Diskurs über eine Postwachstumsgesellschaft ist nur in einer wohlhabenden Welt zu führen. Die Wirtschaft des Globalen Südens muss wachsen (Prof. Dr. Estelle Herlyn, Mitglied im deutschen Zweig des Club of Rome).

2. Vom Ende des Kapitalismus kann in der britischen Kriegswirtschaft nicht die Rede sein (s. Ankündigung im Buchtitel).

3. Durch die verstärkte Rüstungsindustrie reduzierte sich keineswegs der Wirtschaftsumfang insgesamt.

4. Die Rationierung nur bestimmter Lebensmittel führte u.a. dazu, dass der Konsum von nicht rationierten Lebensmitteln wie Kartoffeln, Gemüse und Milch zwischen 30 und 40 % anstieg.

5. Herrmann erklärt nicht, wie die von ihr konzipierte Überlebenswirtschaft demokratisch durchgesetzt werden könnte. Welche Partei, die erklärt, künftig Bürgern und Unternehmen vorzuschreiben, was sie zu verbrauchen haben, würde es bei demokratischen Wahlen über die Fünfprozenthürde schaffen?

6. Es bleibt völlig offen, wie Herrmann sich vorstellt, das herrschende Wirtschaftssystem wie durch ein Wunder durch eine neues zu ersetzen wäre.

7. Heute wäre die Umstellung eines Wirtschaftssystems nicht zeitlich begrenzt und nicht nur auf eine Nation bezogen erforderlich, da der Klimawandel eine langwierige globale Krise ist, die mit eng verflochtenen weiteren Krisenentwicklungen verbunden ist (u.a. Artensterben, Bevölkerungswachstum, Zielkonflikte, Regulierungsdefizite, Tendenz zu Nationalismen, keine klaren Zuständigkeiten in internationalen Gremien).

8. Rationierung ist allein kaum geeignet als Mittel zur Überwindung der kapitalistischen Wegwerfgesellschaft.

9. Notwendige Transformationsprozesse können nur in mehrfach verflochtenen Entwicklungsschritten verwirklicht werden, die sich auf einen Wandel von Lebensstilen, Versorgungsmustern, Produktionsweisen und auf institutionelle Innovationen beispielsweise im Bereich des Umgangs mit städtebaulichen Planungen, Infrastruktur und Immobiliensanierung beziehen.

10. Suffiziente Lebensstile sind nur durchzusetzen mittels eines umfassenden Kultur- und Wertewandels. Eine Kultur des rechten Maßes und ihre strukturelle Verankerung sind global zu entwickeln.

Nebenbei sei erwähnt, dass biblische Impulse zur Genügsamkeit – zur Suffizienz – schon zu den Kernbotschaften des Wanderpredigers vor 2000 Jahren (siehe u.a. Mt 6,26) gehörten. □

*Magdalena Schönhoff
magoff@web.de*

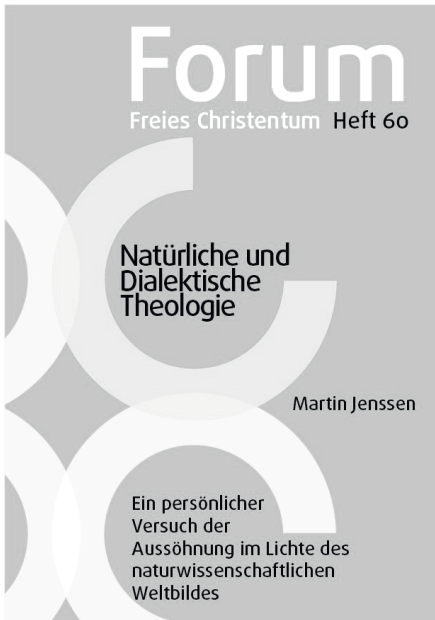
Termine

❖ **Online-Stammtisch des Bundes
am 29. Nov. 2023, 19.30 Uhr**

Die christlichen Kirchen in Deutschland werden kleiner. Kann das liberale Christentum den Kirchen Impulse für ihre Zukunft geben? Eine Gruppe um Prof. Joachim Kunstmann hat ein Positionspapier zur Neuorientierung der Kirche verfasst (s. S. 142 ff.), mit dem sich der nächste Online-Stammtisch des Bundes befassen wird. Um am Online-Stammtisch teilzunehmen, benötigen Sie einen Computer mit Lautsprecher, Mikrofon und Kamera. Weitere Informationen unter:

ingojoachim.zoellich@ekir.de

Neues Forum-Heft



Das neueste Forum-Heft Nr. 60 entstammt der Feder von Dr. Martin Jenssen, dessen Vater bis 2002 Präsident des *Bundes für Freies Christentum* war. Martin Jenssen neigte ebenfalls dazu, Theologie zu studieren, entschied sich dann aber aufgrund der damaligen Verhältnisse in der DDR dazu, Physik zu studieren, und wurde Pädagoge und Schulleiter. Er blieb aber zeitlebens der Theologie verbunden. Dieses Heft versteht sich quasi als Ergänzung oder Fortsetzung von Heft 58 („Quantenphysik und Bewusstsein“). Jenssen kann mit Sachverstand von der Quantenmechanik spre-

chen und zugleich die größeren theologischen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts referieren. Schon früh wurde er herangeführt an die ideologischen Auseinandersetzungen zwischen orthodoxer und liberaler Theologie, zwischen allgemeiner und spezieller Offenbarung sowie zwischen Natürlicher und Dialektischer Theologie. Zeugte die griechische Philosophie, die Bibel und auch der Protestantismus von einem natürlichen Zugang zur Gotteserkenntnis, so stellte sich Karl Barth als Begründer der Dialektischen Theologie gegen jeden Versuch, in der Natur den christlichen Gott zu erkennen. Er hatte dafür seine zeitgeschichtlichen und theologischen Gründe, die Martin Jenssen zugleich kritisch und anerkennend ins Visier nimmt. Jenssen sucht Brücken zu bauen, indem er die Debatte um die Deutung der Quantenphysik mit der heutigen Diskussion um die Gottesfrage verbindet. Seine Ausführungen, ergänzt durch ein hilfreiches Glossar, sind ebenso anspruchsvoll wie sie dem interessierten Leser eine spannende Lektüre versprechen. Das Heft ist zum Preis von 5,00 Euro über die Geschäftsstelle des Bundes zu beziehen unter: info@bund-freies-christentum.de

Auf der Suche nach neuen Wegen



Bund für Freies Christentum

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Informationen zum Bezug dieser Zeitschrift und zur **Mitgliedschaft** im Bund für Freies Christentum e.V. finden Sie auf der zweiten Umschlagseite (Inhaltsseite). Bestellungen und Anträge zur Mitgliedschaft richten Sie bitte an die Geschäftsstelle. In **Angelegenheiten der Zeitschrift** wende man sich an den Schriftleiter, Anschrift siehe Inhaltsseite.

PVSt DPAG Entgelt bezahlt
E 3027

Versandstelle Freies Christentum:
Geschäftsstelle des
Bundes für Freies Christentum:
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

ISSN 0931-3834

Steuerliche Abzugsfähigkeit:

Der Mitgliedsbeitrag im Bund für Freies Christentum e.V. sowie Spenden an den Bund sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an den Bund für Freies Christentum:

Kreissparkasse Esslingen,
IBAN: DE59 6115 0020 0056 0371 37
BIC: ESSLDE66XXX.